



**Ben Ryder Howe**

# **Begrabt mein Herz im Tiefkühlfach**

**Mein Jahr als Ladenhüter**



**ullstein**

## **Erster Teil**

Aufwärmen	11
Altpapier	30
Eine Frage der Lage	47
Alles halb so wild	66
Amateure	79
Das Gespenst	89
Wie schnell die Spucke vom Dach fliegt	100
Der Unfall	114
Lucy	123
Stets zu Diensten	142
Für lau	161
K wie Kekse	171
In der Gruft	185

## **Zweiter Teil**

Familienbande	209
Selbstentblößung	231
Arbeitsentfremdung	252
Immer Ärger mit Dwayne	279
Liebe auf den zweiten Blick	300
Ein echter Tausendsassa	312
Unerfüllte Wünsche	320
Koma	335
Do It Yourself	344
Ladenschluss	359
Einmal Brooklyn, immer Brooklyn	376
Danksagung	395

## Aufwärmen

Letzten Sommer beschlossen die Familie meiner Frau und ich, ein Deli zu kaufen. Dank Darlehen von drei Verwandten, zwei neuen Kreditkarten und den dreißigtausend Dollar, die wir uns als Untermieter im Keller meiner Schwiegermutter in Staten Island vom Munde abgespart hatten, waren wir im Herbst eigentlich startklar. Nun haben wir November und klappern New York City nach einem geeigneten Ladenlokal ab.

Wir haben verschiedene Ansichten, wie der Laden aussehen sollte. Meine Schwiegermutter Kay – der Mike Tyson der koreanischen Großmütter – wünscht sich eine von diesen Imbissbars mit einer Wärmetheke aus rostfreiem Edelstahl, deren Temperatur stets genau unter dem Hitzegrad liegt, der Bakterien abtötet, sprich Krankheitserreger erst so richtig gedeihen lässt. Sie will pappig-süße oder auch pappig-salzige Mahlzeiten anbieten, die den ganzen Tag in der staubigen New Yorker Hitze vor sich hin dampfen, während die Laufkundschaft sie aus nächster Nähe in Augenschein nimmt und darin herumstochert. Kay glaubt, dass man mit einer Wärmetheke eine Menge Geld verdienen kann, über Mittag sogar mehrere tausend Dollar. Außerdem soll der Laden rund um die Uhr und auch zu Weihnachten und am

Labor Day geöffnet sein. Und nicht zuletzt soll er sich mitten in Manhattan befinden, an einer Straße, auf der es von Touristen und Büroangestellten nur so wimmelt.

Ich weiß nicht genau, was ich will, aber jedenfalls kein 24-Stunden-Deli mit Wärmetheke in der Innenstadt. Mir vergeht schon der Appetit, wenn ich nur an einem Imbiss mit Wärmetheke vorbeilaufe. Ich kriege die Motten, wenn ich irgendwo gegrillte Spareribs sehe. Klar, ich muss ja selbst nicht essen, was wir verkaufen, wenn wir ein Deli mit Wärmetheke aufmachen, sondern bloß hinter der Theke stehen und die Kundschaft bedienen. So stellt Kay es sich jedenfalls vor. Aber Kay hat einen unfairen Vorteil: Vor vielen Jahren, kurz nach ihrer Ankunft in Amerika, hat sie ihren Geruchssinn verloren; seitdem kann sie Freiesienduft nicht mehr vom Gestank einer Bahnhofs-toilette unterscheiden. Mein Geruchssinn hingegen funktioniert nach wie vor prächtig.

Glücklicherweise hat sie mich mit der Immobiliensuche betraut, und bis jetzt ist es mir gelungen, uns vor einem Deli zu bewahren, das warme Mahlzeiten verkauft. Mit dem Ergebnis, dass Kays Frust immer größer wird.

»Was ist los?«, fragte sie mich gestern. »Willst du etwa kein Geld verdienen? Sollen wir als arme Schlucker sterben?«

Berechtigte Fragen. Einer meiner größten Fehler besteht darin, dass mir Geld ziemlich wenig bedeutet und mein Ehrgeiz dementsprechend gering ausgeprägt ist. Was sich beispielsweise auch bei der Suche nach einem geeigneten Ladenlokal zeigt. Nennen Sie mich einen Snob, aber irgendwie erscheint mir ein traditioneller

Feinkostladen angemessener als ein Imbiss, in dem Schlangenfraß en gros in Styroporbehältern verkauft wird. Aber ist das wichtig? Schließlich geht es um den Kauf eines Imbisslokals, nicht um ein Auto oder ein Ferienhaus. Und wenn es mir so wichtig ist, ein Geschäft zu besitzen, das unserer würdig ist, wieso investieren wir unser Geld dann nicht in eine Buchhandlung oder eine Bäckerei?

Verstehen Sie mich nicht falsch: Eigentlich habe ich gar nichts dagegen, Inhaber eines Delis zu werden. Im Grunde gefällt mir die Idee sogar. Schon seit Ewigkeiten hat sich niemand aus meiner Familie mehr von seiner Hände Arbeit ernährt. Und wieso lasse ich hier den Snob heraushängen, nachdem ich mit Ach und Krach die Highschool geschafft und anschließend mein Jurastudium abgebrochen habe?

Ich sag's Ihnen. Weil ich jung bin (mit 31 geht man ja wohl noch als jung durch, oder?) und es mir leisten kann. Als ich siebzehn war, hatte ich einen Aushilfsjob an einer Tankstelle in einem Vorort von Boston, eine völlig hirnlose, aber gewissermaßen auch traumhafte Tätigkeit. Ich fand es toll, nach Benzin stinkend nach Hause zu kommen. Ich fand es toll, in die Autos anderer Leute zu linsen, während ich ihnen den Dreck von der Windschutzscheibe wischte. Ich fand es toll, mit Autofahrerinnen zu flirten, die doppelt so alt wie ich waren.

Wer weiß, wie ich mich gefühlt hätte, wenn mir bewusst gewesen wäre, dass mich weitere fünfzig Jahre als Befehlsempfänger erwarteten.

\*\*\*

Heute sehen wir uns ein Deli mit Wärmetheke an. Diese Neuigkeit wurde mir am Morgen von einer Riesin überbracht, einer Gestalt wie aus einem Mutanten-Horrorfilm, deren Schatten sich drohend über meinem Bett erhob, bis ich aus dem Schlaf schreckte und folgende Worte vernahm: *Zwei Wochen, und du hast immer noch nichts auf die Reihe bekommen! Ab heute zeig ich dir, wie man's macht!* Als das Ungeheuer mein Zimmer verließ, meinte ich Ketten klirren zu hören.

Den Rest des Morgens verbringe ich aus Protest unter der Decke, bis meine Frau Gab sich mit einer Tasse Kaffee zu mir ans Bett setzt.

»Ich will, dass du meine Mutter begleitest«, sagt Gab. »Ich kann nicht mitkommen, ich habe noch was zu erledigen.«

Der Laden befindet sich nahe dem Times Square und heißt »Delicious Mountain« oder so ähnlich. Die koreanischen Inhaber behaupten, dass sie am Tag 8000 Dollar einnehmen. Ich glaube kein Wort davon, aber Kay ist Feuer und Flamme.

»Keine Angst vor der Wärmetheke«, sagt sie während der Hinfahrt im Auto. »Wenn's ein bisschen streng riecht, halt einfach den Atem an und denk ans große Geld.«

Ich atme tief aus und versuche, ihren Ratschlag zu beherzigen, doch statt an Berge von Banknoten muss ich pausenlos an trockenen Hackbraten in geronnener Soße und den Geruch von Kochschinken denken. Und so konzentriere ich mich auf die Fahrt in die Stadt, die bedrohlich funkelnden Wolkenkratzer, die Silhouetten von Bankern und Anwälten hinter getönten Fensterscheiben hoch über dem Verkehr, die gigantischen Fernsehbild-

schirme, auf denen Models mit hohen Wangenknochen mit den neuesten Handymodellen telefonieren, und meine künftigen Genossen im Niedriglohnsektor: Pizzaboten, Tarotkartenleser, unbewaffnete Wachmänner und DVD-Schwarzhändler.

Die Inhaberin des Deli ist eine erschreckend forsche Frau namens Mrs. Yu. Sie ist dicklich, hat einen schlimmen Überbiss und trägt, was offenbar die offizielle Uniform aller koreanischen Deli-Inhaber darstellt: eine Daunenweste und eine Yankees-Baseballkappe, die sie sich über die krausen Haare gezogen hat. Sie ist etwa so alt wie Kay – Mitte fünfzig –, gehört also zu jener Generation von Koreanern, die in den Achtzigern nach Amerika gekommen sind und sich als erfolgreichste Einwanderergruppe aller Zeiten erwiesen haben. Sie haben die Griechen und Italiener aus den Delis verdrängt, die Schnellreinigungen der Chinesen und die Nagelstudios der Afroamerikaner übernommen und mit ihren Kindern dafür gesorgt, dass schlechte Schüler wie ich an Traditionsuniversitäten keinen Studienplatz mehr bekommen.

»Ich heiße Gloria Yu«, stellt sie sich vor, als wir das Deli betreten. »Mein Laden ist eine echte Goldgrube.« Sie zwinkert mir zu. »Für eine halbe Million gehört er Ihnen.«

Schwer vorstellbar, dass ein kleiner Lebensmittelladen eine halbe Million wert sein soll, selbst wenn sie hier das Sixpack Budweiser womöglich für zwölf Dollar verkaufen. Aber für Gloria Yus Geschäft könnte es tatsächlich ein realistischer Preis sein. Der Laden erinnert mich an ein Buddelschiff. Irgendwie ist es Gloria gelungen, einen kompletten Supermarkt hineinzquetschen, in ein Laden-

lokal, in das sonst vielleicht ein kleines Restaurant oder ein Blumengeschäft passen würde. Die Regale beherbergen Tausende von Artikeln und Produkten, und nichts scheint zu fehlen. Als altem Paranoiker kommt mir zwangsläufig der Gedanke, dass man hier im Falle einer Katastrophe, beispielsweise einer Überschwemmung oder einer Giftwolke, monatelang überleben und sogar jeden Tag etwas anderes essen könnte.

»Also.« Gloria Yus Stimme bebt erwartungsvoll, als sie das Wort an mich richtet. »Ist das Ihr erster Laden?«

»Ja, genau«, erwidere ich schuldbewusst.

»Wusste ich's doch!« Um ein Haar hüpfte sie vor Aufregung auf und ab. »Sie sehen auch überhaupt nicht wie ein *normaler* Ladenbesitzer aus.« Ein paar Kunden blickten argwöhnisch in unsere Richtung.

»Wo kommen Sie denn her?«, hakt sie nach.

»Ähm, Boston.«

»Boston? Doch wohl nicht Boston, Massachusetts? Nein, nein, nein. Nein, nein, nein.«

»Was meinen Sie damit?«, frage ich irritiert. »Da bin ich geboren.«

»Davon rede ich nicht«, gibt sie zurück. »Woher stammt Ihre Familie?«

»Ursprünglich, meinen Sie? Wo meine Vorfahren herkommen? Na ja, ebenfalls von hier, schätze ich. Jedenfalls ist mir nichts anderes bekannt.«

»Hmm.« Nachdenklich reibt sich Gloria Yu das Kinn. »Sehr interessant. Okay, ich zeig Ihnen mal den Laden.«

Sieht ganz so aus, als würde sie mich für eine Art Sonderling halten. Gar nicht schlecht, wenn sie das davon abhält, uns ihr Deli zu verkaufen.



»Gehen Sie ruhig mit Kay vor«, sage ich. »Ich sehe mich in der Zwischenzeit allein um.«

Bin ich ein Sonderling? Wieso graut mir vor Wärmetheken?

Plötzlich frage ich mich, ob meine Angst damit zu tun hat, dass ich mich nicht festlegen, schlicht nicht ins kalte Wasser springen will. Vielleicht sollte ich einfach mal eine Portion Chop Suey essen, bevor ich mir in die Hose mache.

»He, Sie da!«, höre ich jemanden sagen.

Ich blicke mich um, kann aber niemanden entdecken. Kay und Gloria sind zwischen den Regalreihen verschwunden. Ich stehe in der Getränkeabteilung, umringt von diversen Kühlschränken mit Glastüren und Kästen mit allen möglichen Limos und Bieren.

»He, Mister!«

Ich sehe immer noch niemanden.

»Hier drüben«, sagt die Stimme. »Hier drin.« Und jetzt erspähe ich den Mann, dem die Stimme gehört – einen Koreaner mit schütterem Haar in einer Daunenweste, der sich anscheinend in einem der Kühlschränke eingesperrt hat.

»Hallo!«, sagt er, während er sachte von innen an die Scheibe klopft.

»Ja?« Ich öffne die Kühlschranktür. Der Gefangene steht hinter einer Ablage für Softdrinks. Nur seine rechte Hand ragt zwischen den Flaschen hindurch.

»Ich bin Mr. Yu«, sagt er. »Sie sind gekommen, weil Sie mein Geschäft kaufen wollen, stimmt's?«

»Oh«, antworte ich. »Nett, Sie kennenzulernen.« Sollte mich jemand beobachten, muss es unweigerlich so wir-